

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Jöris Heimsuchung und Vollendung
Autor: Wolfensberger, William
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Advent

Der du in allen Keimst,
Du Gnadensohn ohn Fehle,
Und ungeboren träumst
Im Muttergrund der Seele:

Wir sehnen für und für
Und warten voller Bangen,
Es schreit allein nach dir
Der Seele weh Verlangen.

William Wolfensberger, Fuldera.

Jöris Heimsuchung und Vollendung.

Skizze von William Wolfensberger, Fuldera. Nachdruck verboten.

Es war in dem Stall des schwarzen Thomas. Am Tag vorher war die Alp entladen worden, und Stück neben Stück standen nun die prächtigen Tiere. Ich saß auf dem schmalen Klappstisch und sah, wie sein Kennerauge mit frohem Stolz auf ihnen ruhte, und hörte zu, wie er unermüdlich auf alle ihre Vorzüge und wendenden Schönheiten hinwies.

„Seht diese hier! Vor einem Jahr habe ich sie als Sterle in Klosters gekauft. Sie war brandmager. Neun Marengins hat mir der Händler verlangt — und schon hatte ich ihm die Goldstücke auf die Hand gelegt! Seht aber, wie hoch sie hinten ist und wie breit! Die wird etwas! Und Ihr meint vielleicht, die Farbe sei nicht gut — aber seht hier: In einem halben Jahr schon hat die den hellen Anflug ganz verloren und hat dann grad den rechten Gust!“

Er setzte sich zu der großen Tirolerfalte, die er noch zu melken hatte, und der starke Strahl zischte wechselweise singend in das blecherne Kessi, das er zwischen den Beinen eingeklemmt hielt.

„Wieviel Stück habt Ihr eigentlich, Thomas? Ich meine mit den Rälbern und Sterlen zusammen.“

„Dreiunddreißig, Herr Pfarrer...“

Er sann vor sich hin und sagte dann: „Ich habe mit sechsen begonnen, und in dem Jahr, als mein Vater starb, standen mir erst noch zwei am Fleißfieber um. Aber wenn man nicht nachläßt, gelingt es zu- lezt immer, mein ich.“

„Meint Ihr mit dem Gelingen die drei- unddreißig Stück, Thomas?“

„Gewiß, Heer...“

„So könnet Ihr Euch also schwer mehr von all dem trennen, was Ihr erarbeitet habt in Euern Jahren? Und meint Ihr, es sei gut so?“

Er kam hinter der Falten hervor und trocknete sich die Hände an der Stallshürze ab. Seine männliche Gestalt hob sich scharf ab im Zwielicht des Stalles.

„Es wird schon gut sein so, Heer. Wisset darum: Es liegt etwas Rechtes drin, zu wissen, man kann schaffen für seine Kinder. Und auf die Stück kommt es nicht an.“

Er setzte sich gegenüber auf den Melkschemel. „Ihr fraget so, weil Ihr an das Wort im Evangelien denkt, das vom Schaf- fen für den andern Tag redet. Doch wisst, ich glaub, damit ist nichts. Mir ist grad, es kommt etwas Gutes heraus, wenn einer

sich wacker sorgen kann. Was wär's, wenn wir nicht an den andern Tag denken sollten, wir? Wer haut uns die Rüfi zu, die die Matten verheit? Hat nicht der Herrgott sie alleweil wieder geschickt, kaum daß wir aus dem Sorgen waren? Und wer sorgt uns, daß Wasser kommt? Wir haben es selber bauen müssen mit diesen Händen und haben es jetzt durch unser Sorgen bekommen und sind der Tröckne Herr geworden. Die Lasten haben wir genommen, und unsere Kinder haben nun Wasser. Uns hat unser Herrgott durch Rüfi und Tröckne sorgen und bauen gelehrt!"

"So meint Ihr, das Sorgen sei Euch allen gut, Thomas?"

"Uns wird's schon gut sein. Wir sind ein rechtes Sorgenwolf geworden, wir hier im Dorf. Und seht, wo man das Sorgen und Kümmern lernte und mit klugen Augen dasteht im Leben, ist ein gut Ding geschehen. Da kommen mit der Zeit rechte Menschen hervor, hart, aber haltbar wie eine rechte Apfelsorte."

Er stopfte seine Holzpfeife und streckte mir den Tabaksack hin.

"Ich weiß es schon: Es kann einer in Hab und Gut elend untergehen, warum nicht? Das, was uns stark macht, liegt nicht an Hab und Gut, es liegt am Sorgen und Sichtkümmern um etwas, was den andern gilt. Daß man es weiß: Schaffen tue ich nicht für mich, sondern um meine Kinder, um meine Enkel — für eine lange Kette, davon einer nur ein kleines Stücklein sieht, aber die endlos weit in die Zukunft geht, daß es einem groß zumut wird, wenn man daran denkt. Aber seht: Dann braucht sich keiner mehr vor Reichtum zu fürchten . . ."

"Wie seid Ihr nur darauf gekommen, Thomas?"

"Das kam, weil mir der Jöri seine Geschichte erzählt hat, zehn Jahre, bevor er starb. Und weil Ihr ja nicht einer seid, der seltsame Dinge nicht verstehen mag, will ich sie Euch erzählen, wiewohl ich sonst zu keinem noch davon geredet habe.

Er wohnte in Lüsai droben neben dem Joel. Und vom Nachbar hatte er gelernt, wie man mit Schaffen und Sparen zu einem Reichtum gelangen könne. Und der Jöri schund wie keiner und geizte wie

keiner. In Valpaschun hat er Hof um Hof gekauft, und der halbe Boden in Lüsai gehörte ihm. Und doch war er einer, der abwärts ging: er hat zum Exempel dem Virgili das schönste Pferd im Stall mehr gestohlen als gekauft. Dem Nottal hat er den Hof am Rom verkauft und mit dem Zugeld ein Jahr um das andere gewartet und ihn dann in einem Mißjahr gepacht wie ein Marder das Huhn und ihn um Hab und Gut gebracht. Zuletzt hat sich keiner mehr mit ihm eingelassen, und er hat allein in seinem Hause leben müssen wie ein Tier und die liebe Not gehabt, bloß Knechte zu bekommen. Ihr hättest ihn sehen sollen! Er war der Größte und Stärkste weit herum; aber seht, kein Weib hat ihn lieben mögen im ganzen Tal, und Ihr wisset doch, wie verlassen die darauf sind, reich zu werden, und sonst nicht gar lange schauen, ob einer gut oder schlecht sei.

Das ging so, Jahr und Tag. Man hat eigentlich schon nichts mehr anderes gewußt, als daß der Jöri ein Tüfel sei und man sich vor ihm hüten solle — obgleich keiner davor sicher war, ihm nicht doch einmal in die Krallen zu geraten, so gut konnte der es angattigen.

Da kam an einem Dezembermorgen von Lüsai her der älteste Knecht zu mir herunter und berichtete, der Jöri liege schon seit drei Tagen; man wisse nicht, was mit ihm sei, und sie glauben fast, es gehe zu einem End mit ihm.

Mir wollt es nicht aus dem Kopf, wie er nun da oben liegen müßte, ohne ein Weib um sich herum. Wenn nur ein Pfarrer da wär, dachte ich. Vielleicht es wär da oben etwas zu richten . . . Aber wir hatten damals keinen, die Pfürnd stand schon im dritten Jahre leer.

Am Abend nach dem Mellen litt es mich nicht mehr. Ich erzählte es meiner Frau. „Du bist Kirchenwogt, und das ist nun deine Sache,“ meinte sie. „War er noch so schlecht, so muß man nach ihm sehen und kann ihn nicht so zergehen lassen in der Verlöri.“

Ich nahm die Sturmlaterne und rüstete ein wenig vom Abendmahlswein und ging mit dem Korb unter dem Arm durch den Schnee bergauf. Der Wind war mir entgegen und blies mir unaufhörlich den

seinen Schneestaub ins Gesicht. Es wurde spät, bis ich oben ankam.

Die Knechte wußten nicht, was geschehen sei. Halt einfach nicht mehr aufgestanden sei er und wie im Fieber habe er am ersten Tag verlangt, man solle den kupfernen Wasserkessel neben der Kochstelle waschen und wieder waschen. Dem sei gewiß etwas von der Krankheit über das Herz gefahren.

Ich ging in die Stube. Kein Mensch war drin. Er lag in seinem jämmerlichen Strohbett neben dem Herd, wie sein Vater und Großvater schon, die ihm im Geizen ja Vorbild gewesen waren.

Sein Gesicht war schon ganz eingefallen. Mir ist ein Mitleid gekommen, daß ich's nicht sagen kann wie stark. Ich habe seine Hand genommen; aber so schwer war es mir, ihn sehn zu müssen in seinem Schmutz und Geiz, die ihn wie ein Tier gemacht hatten.

Er schaute mich an und sagte: „So ist jetzt doch einer zu mir gekommen. Ich danke Euch, Thomas!“

„Ihr seid frank, Jöri, recht frank,“ sagte ich und setzte mich in den großen zerrißenen Lederstuhl an sein Bett. „Weiß Gott, was Euch helfen könnte! Sagt, ist Euch ein Ungeschick zugestoßen?“

Er hatte die Augen geschlossen. Seine ledernen Lippen bewegten sich. Ich beugte mich über ihn; aber ich verstand nichts. Ich schwieg.

Dann aber war es, als ob er erwache, und er schaute mich an und sagte mit schwerer Stimme:

„Thomasch, es ist mir etwas Leides zugestoßen, und ich muß es Euch jetzt sagen.“

„Was denn, Jöri?“

„Ich muß gehen, es ist alles zu End.“

„Was sagt Ihr denn, Jöri! Es sind schon viele nach schlimmen Tagen wieder zu guten gekommen!“

„Sagt es nicht! Hört!“ – er richtete sich auf – „Vor vier Nächten bin ich aus dem Schlafe aufgewacht, und mir war, es sei einer da, es rauschte so. Und wie ich in das Dunkel schaute, sah, da stand dort in der Ecke einer, ein alter, gebeugter Mensch schien es mir, und wusch sich im Wasserfuß die Hände, eine halbe Ewigkeit lang. Und dann kam er und setzte sich seufzend in den Stuhl da, wo Ihr jetzt seid, und ich

hörte seinen schweren, pfeifenden Atem. Mir hat so gegraut, ich bin ja kein Fürtiger sonst. Ich wußte nicht, wer es sei; denn ich konnte sein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen, nur zwei weiße Hände sah ich im Dunkeln scheinen. Er stand dann auf und zog an der Wanduhr die Gewichte hoch und ging dann. Ich weiß nicht wie und wohin.“

„Und jetzt, Jöri?“

„Ich sah am Morgen, daß das Wasser blutigrot war, und nun weiß ich gut, wer sich die Hände rein gewaschen hat und wer an meinem Bette saß ... Thomasch, Thomasch, es muß mit mir zu einem Ende gehen!“ Es schüttelte ihn vor Entsetzen.

„Ihr habt jetzt Angst, Jöri? Und meint Ihr nicht, es wäre etwas zu ändern an allem?“

„Zu spät ist es, Thomasch! Ich habe mein Leben verspielt.“

„Warum zu spät, Jöri? Und warum sollte nichts zu ändern sein? Noch seid Ihr da. Und Ihr wißt es noch von der Unterweisung her, was der Pfarrer Altwege gesagt hat: Daß Gott doch keinen aus den Händen fahren läßt.“

Ich griff zu meinem Korb:

„Seht, Jöri, ich habe gedacht, ich wolle den heiligen Wein mitbringen und ein wenig vom Opferbrot. Vielleicht wird Euch alles leichter, wenn Ihr erst Gottes gedenkt ...“

Er stöhnte jetzt auf wie unter einer furchtbaren Last:

„Ich kann seiner nicht gedenken. Mir hat nichts gegolten, nicht Freundschaft noch Treue, bloß Lug und Betrug und Teufelei war bei mir — ich hab mein Leben ganz verspielt um der Güter willen ...“

„Ihr meint schon das Rechte, Jöri, das Gut hat Euch vielleicht in allem zuviel gegolten. Ihr habt um der Güter willen geschunden und gelebt. Darum seid Ihr wie ein Wilddieb und ein Schlechter geworden. Ihr seid der Reichste im Tal, Jöri. Aber Ihr müßt Angst haben. Aber alle haben wir es einmal gelernt, und Ihr wißt schon, daß es wahr ist: Wer recht gelebt hat, darf am Ende mit Frieden abfahren. Wie aber könnte es bei Euch ein Frieden sein?“

Es war ganz still. Ich legte den Teller mit dem Brot auf das Bett und nahm den Wein.

„Jöri,“ sagte ich, „Ihr bekommet hier Gottes Leib und sein Opferblut als einer, der es nicht verdient hat. Doch wisset, es hat es keiner je verdient, so viele es schon genommen haben, dieses Mahl. Wir alle, denen es gegeben wurde zu einer Erlösung, haben das Judaszeichen auf unserer Stirne. Wir verraten unser Leben lang und kommen nicht davon los. So gebe ich es Euch, Ihr steht nicht allein. Wir stehen hier zu zweit vor einem schweren Gerichte ...“

„So haben wir beide dort oben spät in der Nacht das Mahl genommen, und wie ich fortging, sagte mir der Jöri:“

„Thomas, Ihr habt mir heute gedient wie nie ein Knecht. Ich muß daran denken, daß Ihr vor Gott gesagt habt, Ihr seid mein Bruder und wir beide Judasse. Ich danke Euch!“

„So ließ ich ihn. Es war gegen morgens vier, als ich heimkam ...“

Der Jöri hat dann noch zehn Jahre gelebt. Das Tal, seht, hat nie verstanden, warum sein Haar so schnell weiß und er doch ein froher Mensch wurde. Er schund wie vorher, aber in Ehren jetzt.“

Pächter hatte er im ganzen Tal und hat aus armen Schluckern sehfahste Bauern gemacht. Er hat dem Casper aufgeholfen und dem Flütsch aus dem Schuldenelend geholfen; es ist so gekommen, daß man es wußte: Der Jöri hat immer noch Hilfe, wenn einer noch so tief drin ist. Und er selber ist immer froher geworden in allem Sorgen und Schaffen für die anderen.

Er ist dann in demselben Jahr gestorben wie der Christel von der Frau Elisa, ganz allein in seinem Haus oben. Als wir ihn aber in das Totentuch einnahmen, das er sich längst schon zurechtegelegt hatte, und ich sah, wie hell sein Angesicht war, da wußte ich es schon, daß es ein Freuen gewesen war zuletzt und keine Angst. Und aus seiner Testamentsgeschrift hat jeder sehen können, daß er schon lang nichts mehr von seinem Gut für sich behalten, sondern schon lang in Gedanken alles verschenkt hatte und daß er in all den Jahren still und mutig seine Arbeit tat um anderer willen. Und so kam es, daß er selber ob all dem aus einem Untüfel ein Mensch geworden ist, gut wie ein Stück Brot.“

Wunderland

Wunderland, wo Kinderhände
Aus den unscheinbaren grauen
Steinen lichte Sonnentempel
Und die schönen Schlösser bauen.
Wunderland, wo Kinderblicke
Sleich den lieben Sonnenstrahlen

Alle Erdennichtigkeiten
Märchenhaft mit Gold ummalen.
Wunderland – zu dem die Großen
Lang den Schlüssel schon verloren,
Doch dess' holden Glanz sie hüten
Stille vor verschloß'nen Toren.

Johanna Siebel, Zürich.

□ □ □

Die Kinderhand

Das macht' mich immer seltsam still,
Wenn in die Hand, die schwer schon schlug,
Die große Lasten hob und trug —
Sich unvermerkt, ganz leis und fein,
Ein Kinderhändchen schiebt hinein.

Ich fühle, wie in sel'gem Traum,
Ein zart Empfinden, schön und gut;
Ich fühle einen Heldenmut
Und möchte ringen hart und heiß
Zu schützen dieses Händchen weiß ...

Und doch, mir ist, die kleine Hand,
Die zärtlich sich in meine fand,
Sei stärker als die ganze Welt,
Weil Gott sie in der seinen hält.

□ □ □

Ida Frohnmeyer, Basel.